Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 10

Artikel: Der Briefwechsel J.V. Widmanns mit Henriette Feuerbach und Ricarda Huch
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161656

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2, 158. Bezeichnend ist hier auch der Begriff des Maßes. Das Halten des Maßes, als der richtigen Mitte zwischen elementarem Hingerissensein und nüchtern-kaltem Erstarren, ist ein hölderlinsches Grundproblem. [12] Aus den Entwürfen zu der Hymne *Der Ister*, 2, 809. Mit der Abwendung von der elementar-vitalen «Feurigkeit» der Griechen zu der geistigeren Art der Deutschen hängt auch Hölderlins vielbesprochene «Vaterländische Umkehr» zusammen. [13] Aus der Ode *Unter den Alpen gesungen*, 2, 44. [14] Zweiter Brief an Böhlendorff, 6, 433. [15] 3, 290/291. Das späte Hyperion-Fragment hängt handschriftlich mit der ergreifenden späten Diotima-Ode *Wenn aus der Ferne*... zusammen. Beide Texte scheinen einem der spätesten und doch ganz lichten Augenblicke des «Andenkens» zu entstammen. Vgl. 2, 898. [16] Aus der Hymne *An die Madonna* 2, 215. [17] 6, 462. [18] Das Gedicht *Die Linien des Lebens*..., dessen Entstehungsgeschichte 2, 900, ebenso authentisch wie reizvoll erzählt ist, kann ebensowohl als Trost für den Schreinermeister Zimmer wie für Hölderlin selber gelten.

Der Briefwechsel J. V. Widmanns mit Henriette Feuerbach und Ricarda Huch

MAX RYCHNER

Ein starker Band mit Briefen der drei Persönlichkeiten wird, reich kommentiert durch Charlotte von Dach, im Artemis Verlag, Zürich, herauskommen. Hier das Vorwort:

Im Jahre von Napoleons Rußlandfeldzug, 1812, wurde Henriette Feuerbach geboren; ein halbes Jahrhundert später, 1864, Ricarda Huch. Die beiden Frauennamen bedeuten für Josef Victor Widmann (1842—1911) Freundschaften, doch es sind Freundschaften verschiedenen Stils, wovon jeder Kennzeichen auch eines Zeitalters trägt.

In der Beziehung zu Henriette Feuerbach werden Abstand und Wärme durchaus von der um dreißig Jahre älteren verwitweten Dame bestimmt, die den Studenten in ihrem Heidelberger Haus empfangen hatte; sie, noch zu Goethes Lebzeiten geboren, war mitgeprägt vom Bewußtsein, aus einer großen Zeit in eine ärmere hinüberzutreten, eine in vielem niedrigere, wo es Würde zu wahren galt. In gehaltener Gemessenheit bewegt sich die Prosa dieser in Textbearbeitungen erfahrenen Frau, die nach eigener Anlage wie nach den Forderungen des Zeitwillens im Bürgertum sich eine klassisch gegründete Bildung erwarb. Sie hatte in eine Familie geheiratet, wo genialische Feuer umgingen: der Kriminalist, der Philosoph gehörten dazu, der Archäolog war ihr Gatte, der Maler Anselm Feuerbach ihr Stiefsohn. Eine «deutsche Griechin» hat Widmann die Frau genannt, die seine Gabe der Verehrung erweckte und

Jahrzehnte hindurch auf der Höhe hielt. Das weist auf den Geist der Person wie der Freundschaft, die beide noch einen andern Aspekt bieten; er nannte Henriette Feuerbach brieflich seine «zweite Mutter», so Ricarda Huch gegenüber. Mütterliche Muse, das war sie ihm, als seine Gaben hervorbrachen, jenseits der Jugend, die unseren Vorstellungen der Antike so viele Bilder liefert.

Mit einem verwehten, der damaligen Zeit zugehörigen Ausdruck sei es gesagt: Er hat zu ihr hinaufgeblickt und hat das als einen ihm geschenkten Vorzug hochgeschätzt. Er war ehrerbietig von Natur; das Element wertfühlender Anerkennung bedeutender Menschen war ihm ohne Unterlass notwendig, und er vermochte es rings um sich hervorzurufen, ja man könnte behaupten, der Neunjährige bereits habe in einem Brief an die Schwester den Wahlspruch seines Lebens niedergeschrieben, wenn er mit einem Alexandriner beginnt: «Die Liebe nötigt mich, die Feder zu ergreifen...» Es war so. In mannigfaltigen Arten und Graden hat ihn doch von früh auf und dann beständig dieses Gefühl bewegt und angetrieben und zur Feder genötigt, zu seiner so gern, so leicht über weiße Flächen hineilenden Feder. Der Ausdruck vom «Dichten müssen» ist längst zur Phrase geworden, die haltlos von Erscheinungen dritten Ranges auf sich selber angewandt wird, bei ihm aber ist sie wahr, denn bei ihm ist das Dichten vital begründet; er muß die ihn treibende Bewegtheit auch so weitergeben. Ein Vielleser, ein Vielschreiber, so lebte er auf dem gewaltigen Strom der Literatur. Was entsteht, darf er der Respektsperson, seiner Freundin, vorlesen oder zum Lesen bringen, und dann findet eine Rollenverkehrung statt: die reife Frau setzt ihren Kopf ein und übt jene Kritik an seinen Werken, die sie eigentlich, wie sie ausspricht oder andeutet, vom Dichter im dichterischen Akt mitvollzogen erwartete. Ihre Sympathie hat ihren Blick nicht von den Schwächen abgelenkt; in ihren Briefen findet man schon alles, was ihm später kritisch vorgeworfen wurde, was er mit nicht durchaus landesüblicher Liebenswürdigkeit sich anhörte, es bedachte — und dann, dem Zug eines tieferen hervorbringenden Willens folgend, sich darüber hinwegsetzte.

Für sein Alter war er gebildet; so hohe Lehrer wie Wackernagel und Jacob Burckhardt hatten an seiner Geisteserziehung mitgewirkt und noch den Dreißigjährigen in seinem Dichten beraten, was alles eine gewisse Unberatenheit des als Dichter Beginnenden nicht ausschloß. Unbedingt mußte er eine *Iphigenie* verfassen, die Weltliteratur wartete mit Ungeduld darauf. Mit welcher Sorgfalt las Henriette Feuerbach die Tragödie, mit welcher Umsicht teilte sie ihr Urteil mit, entschieden und doch den jungen Menschen nicht entmutigend. Die Widmung des Werkes lehnte sie ab. Sie rät, es eine Zeitlang wegzulegen und später, wie Goethe, erneut mit frischen Blicken auf die schwachen Stellen — ihr bekannt — vorzunehmen; es war zu rasch entstanden. Ein paar Stellen, die ihr Eindruck machten, werden gelobt, dann: «Dazwischen finden sich zuviele schwächere Stellen, und besonders Iphigenie erscheint zuweilen fast plauderhaft.» Ohne Empfindlichkeit nimmt er derlei Aussetzungen hin, denn

zuinnerst ist er von einer Sicherheit ohnegleichen, unangreifbar. Übereilt, zu äußerlich formell, darüber hingleitend, Verse wie eilig versifizierte Prosa: das sind Stichworte, ihre eigenen, zu Einwänden an der anschwellenden Produktion; in einem grundsätzlich gefaßten Satz, der eine scharf durchgeführte Kritik an einer Novelle abschließt: «...wenn ich Ihnen für Ihre Poesie einen Rat zu geben hätte, so wäre es nur der: recht tief zu graben nach dem Schatz der menschlichen Wahrheit, um so tiefer und vorsichtiger, je leichter es Ihnen wird, der dichterischen Empfindung fließenden Ausdruck zu geben.» Aus *einem* Punkte wollte die Freundin den Dichter kurieren; er müsse sich schwer machen, was der Himmel ihm leicht mache. Sie hat, tätig und vieles in Kummer und Kämpfen erleidend, einen Punkt erreicht, von dem aus das Glückskind, als das sie Widmann erkennt, überblickbar ist; sie hielt auch in menschlichen Angelegenheiten ihr Urteil nicht zurück, wenn sie zum Beispiel seine frühe Verlobung mit einer Skepsis bemerkte, die durch seine Ehe widerlegt wurde, oder als sie wünschte, er, der Überfleißige, sollte mit dem ihr allzu untätig erscheinenden Theologiestudenten Carl Spitteler, der als Widmanns Nachfolger in Heidelberg auch bei ihr aufgetaucht war, ein wenig die Rollen tauschen können.

Spitteler: damit ist ein Name genannt, der wie keiner sonst durch das ganze Buch hin vorkommt. Früh, als Student, ist Widmann dem Dorfgenossen aus Liestal begegnet, der ihm augenblicklich eine Offenbarung war: Genie. Für ihn brachte die Begegnung Sturm und ewige Freundschaft und, erstaunlich genug, sofortige Unterordnung unter den drei Jahre Jüngeren, den, wie er überzeugt war, ihn hoch überragenden Heros, den zu den Größten zu zählenden Dichter, zu uns Menschen gekommen in dürftiger Zeit. Den unbedingten Glauben an den Freund hat er bewahrt, während der theologisch durchformulierte Glaube nicht vorhielt, sondern sich zu eigenartiger, positiver wie anklagend negativer Doppelgestalt wandelte. Er drang darauf, daß die zwei Menschen, die in ihm damals Epoche machten, sich ebenfalls befreunden müßten. Henriette Feuerbach war sogleich bereit dazu; von Herzen gern habe sie Spitteler: «Ein seltener, merkwürdiger Mensch, an dem man zu lernen und zu studieren hat», schrieb sie in der Hoffnung, der würde an Widmanns Stelle treten. Ein ganz anderer als erwartet trat jedoch auf. Widmann hatte ihr Briefe seines Freundes gezeigt; worauf sie: «Ein maßloser Ehrgeiz scheint die Hauptstimme zu führen — vielleicht auch eine tief liegende, sorgfältig versteckte jugendliche Leidenschaft.» In ihm hätte sie Züge finden können, die sie in Widmann herausarbeiten wollte: das Graben, Selbstdenken, die Konfliktespannung des Ringenden usw. Gefunden hat sie das wohl, aber es ging dann doch nicht, wobei die Nichtharmonie zwischen Spitteler und ihrem Stiefsohn Anselm, Künstler auch er, wohl eine entscheidende Rolle spielte. Etwas braust in ihr auf, so unbezähmbar, daß sie die Freundschaft zu Widmann aufs Spiel setzt, so wenn sie in bezug auf Spitteler schreibt: «Ich habe eigentlich ziemlich

viel ausgestanden durch ihn und um ihn. Es war mir eine Art Mission, und dann hatte ich doch nicht die Kraft, es durchzuführen, weil — ach Gott — verzeihen Sie — weil er mir zum Sterben langweilig wurde.» Noch ein Ausbruch im selben Brief: «...daß ich an seiner geistigen Bedeutung irre geworden...» Es mußte gesagt sein; sie ließ den Brief erst liegen, sandte ihn dann doch ab und bat vierzehn Tage darauf, ihn als nicht geschrieben zu betrachten. Mit solchen Auslassungen, das muß sie gewußt haben, riskierte sie das Äußerste, ohne doch eine Umstimmung Widmanns bewirken zu können. Eine betroffene, verletzte Reaktion war mehr als wahrscheinlich, wenn man seine sowohl liebevolle wie aber auch dogmatische Vergötterung des Freundes bedenkt, von dem er, da noch nichts Gedrucktes zu lesen war, vorläufig philosophierende Briefe den Vertrauten zeigte.

Getroffen war er wohl, anders war es nicht möglich, und man darf es auch aus der fast zweijährigen Briefpause, von ihm verordnet, schließen. Sobald sie jedoch sich mit der Empfehlung einer jungen Künstlerin an ihn wandte, hat er ihr wieder geschrieben — ein paar Briefe fehlen —, aus der ihn über andere erhebenden Generosität, die in ihm strömte, ohne Verstimmung, mit dem Brio, das seine Feder regierte. Generös, er war es: ein ganzes Geschlecht von Schriftstellern kam in den Genuß dieser begnadenden Tugend; er besaß indessen auch einen feinen ihn bewahrenden Panzer, ein Kettenhemd unter dem Rock, nämlich seine Indolenz. Sie war ein Schutz des Feinempfindlichen, der ihm das Weiterleben unter vielen Widrigkeiten ermöglichte. Mochte die verehrte Freundin den genialen Freund verkennen und beleidigende Sätze über ihn schreiben, es berührte ihn schmerzlich, zugleich vermochte er darüber hinwegzusehen, gewappnet mit dem wahren Wissen, das ihm geschenkt worden war, ein für allemal, jeder Veränderung durch andere — sogar durch ihn selbst — enthoben. Mochte sie in diesem Punkte denken, was sie wollte, was übrigens in ähnlicher Weise später Ricarda Huch von Spitteler ebenfalls denken sollte, für ihn galt nach jeder Überprüfung des Bewunderten, seiner selbst, ihrer Beziehung, was bisher gegolten hatte, und: es bleibt dabei.

Ausgebildeter Theologe, etwas gar indolent in Frauenfeld pfarrhelfend mit immer schmächtigeren, lustlosen Predigten, sechsundzwanzigjährig Direktor der Mädchenschule in Bern und der Schule in zwölf Jahren internationales Ansehen verschaffend, entlassen unter dem Druck orthodoxer Mitglieder des Vorstands, Begründung: «zersetzend»; dann 1880—1911 Feuilletonredakteur an dem freisinnigen Blatte *Der Bund*, als geschwind reagierender, literarische Talente erkennender Kritiker auf deutschem Sprachgebiet nur den Wienern vergleichbar, die das Feuilleton auf seine Höhe brachten: Kürnberger, Speidel, Spitzer und andere. Seine aktive Teilnahme an der Literatur, fördernd, anerkennend, ablehnend, war an Bedeutung einzigartig in der Schweiz seit J. J. Bodmer. Er las im Flug und schrieb ebenso. Adolf Frey, ein Schützling von Talent, später Literaturprofessor in Zürich, erzählte mir von einem Besuch bei

Widmann, der erkältet, einen Bücherstoß um sich, zu Bett lag. «Junger Freund, gehen sie zwei Stunden im Bremgartenwald spazieren, aber kommen Sie wieder!» Als Frey wiederkehrte, hatte der kranke Mann inzwischen ein Feuilleton von acht Spalten geschrieben, erfreut, nun in seiner teilnehmenden Angeregtheit plaudern zu können. Was er einzig als Feuilletonist geleistet hat, gehört zur schaffenden geistigen Erregung seiner Epoche. Bertha von Suttners Roman *Die Waffen nieder!* erscheint: in fünf Artikeln untersucht und begrüßt ihn Widmann; die Erstlinge Spittelers kündet er an, auch so problematische Halbanalysen oder Halbprophetien oder Halbmanifeste wie *Der Rembrandtdeutsche*, damals mit Gier gelesen; Nietzsches Schriften hat er, jede einzelne, über Nummern hin besprochen (den *Willen zur Macht* zum Beispiel in einer Folge von dreizehn Feuilletons), ihren Rang erkennend, ihre Wirkung sogleich befürchtend («Dynamit»), auch das Neue von Keller, von Meyer — eine lange Liste wäre aufzuzählen: er nahm teil, überschätzte, spornte an, er drehte den Daumen ablehnend nach unten. Er tat, als gebe es in Bern ein literarisches Leben: durch ihn, in ihm gab es das; er repräsentierte es und war es in einem, und seine Kraft erweckte in dem «unglaublich unliterarischen» Milieu etwas von dem künstlerischen Bewußtsein, unter dessen Mangel er stets litt. Spitteler hat mit Hohn, so in dem Roman *Imago*, das schweizerische Bünzlitum hergenommen, das bornierte, aufsässig anmaßende Kleinbürgertum, Widmann nie. Einzelnen trat er, ein kämpfender Publizist, den Gegensatz scharf betonend, entgegen, ernst noch im Zorn, ohne satirische Bosheiten. Gegen Schriften der Reformtheologen, für ihn die auszuspeienden Lauen, vermochte er, der Liberale, zu eifern, doch stellte er auch, ins öffentliche Leben eingreifend, eine hohe Behörde wie den Schweizerischen Schulrat zur Rede wegen ungerechter Behandlung eines Dozenten; er wachte, auch er ein guter Schutzgeist über vieles, und so hatte er seinen großen Fall — wie Voltaire seinen Fall Calas —, wo er dreinfuhr, um am Beispiel eines Pfleglings in der Armenanstalt Utzigen, Roth mit Namen, der, nicht allein, mißhandelt worden war, Mißstände im Anstaltswesen aufzudecken. Es war ein hartes Gefecht; seine Menschlichkeit siegte für die Menschlichkeit.

Furcht vor Menschen kannte er nicht, auch nicht, was seltener ist, vor Behörden und Institutionen; er war so tief freigesinnt, daß er jeder Person, jedem Amt als bewußt Gleichberechtigter entgegentrat und sagte, was er dachte. Der einzelne, die Persönlichkeit — dieser Begriff hatte für ihn noch das Pathos unserer Klassik und jener Religion, deren Theologie er studiert und die er im Zeitalter Darwins und Nietzsches für sich überwunden hatte. Daß es Leiden in der Welt gebe, namentlich bei den doppelt hilflosen Tieren, damit konnte er sich niemals abfinden, ewig sich wiederholend begehrte er dagegen auf, starr dogmatisch in der Anklage, edel im Mitgefühl. «Diese Weltschweinerei», so spricht er, und von einem Freund erwartet er, er müsse begreifen, «daß es für mich eigentlich nur *ein* religiöses Problem gibt, nämlich: der absolute Man-

gel eines guten Prinzips in aller Kraft und Pracht des Kosmos. Und gerade in dieser Beziehung läßt mich die christliche Religion ganz im Stich mit ihrem Stifter, der alles kritiklos hinnahm.» Er kennt und genießt und feiert die Schönheiten dieser Welt, vergißt aber nie die ungezählten Tier- und Menschenopfer, die «das strahlende Ungeheuer Schönheit als allein anbetungswürdige Gottheit» sich darbringen lasse. Die hymnische Verherrlichung des Lebens in Jugendwerken der Ricarda Huch war Widmann nicht geheuer, der Ethiker in ihm, beständig den Künstler in ihm überwachend, befürchtete bei der Dichterin einen das Leiden übersehenden Schönheitskultus à la d'Annunzio, herrlich und herzlos. Ricarda Huchs Roman *Von den Königen und der Krone* nannte er eine romantische Schimmerburg; der gegenüber standen seine beiden Theaterstücke, wo dem Dichter Leid und Liebe zur Kreatur als eigentlichere Weltrealitäten gelten als alle Kunst: *Die Maikäferkomödie*, sodann sein letztes Werk *Der Heilige und die Tiere*, eine halb bühnengerechte Allegorie, beides eigentlich Lehrgedichte.

Kunst, das war ihm Schönheit, die, im Ungenügen an sich selbst, im Sinne des Guten sich entfaltet, den Stachel des Bösen in der Welt jedoch nicht vergessen läßt. «Eine böse Welt!» so hat, wie er, sein Lehrer Jacob Burckhardt gesagt, mit demselben Doppelsinn, der ihm bewußt hielt: Eine schöne Welt! Religiös bewegt war er geblieben, auch wenn er oft von den Problemen wegredete, die ihn, gerade wegen ihrer Unlösbarkeit, nie ganz in Ruhe ließen. Schopenhauers Hohn auf die Menschen liegt ihm weniger als dem einsamen Philosophen, auch wenn er selber nicht weiter als bis zu der resignierten Mitleidsbotschaft gelangt. Zu hell, um den Mangel zu übersehen, zu sauber, um ihn zu leugnen, läßt er sich doch nicht beirren. Er ist der denkbar unhochmütigste Mensch. Als Spätromantiker, schreibt er, habe er den Anschluß an eine neue Zeit versäumt. «Das einzige Gute und Vernünftige an mir ist, daß diese Einsicht in mein Epigonentum mich nicht sonderlich belästigt...» Solcher Ausdruck der Bescheidenheit wird von Unbefugten leicht allzu wörtlich genommen, da die Selbstgewissen, auch ungerechtfertigt, leichter die im Urteil Unsicheren überzeugen. Spätromantiker — er hat, ebenfalls gelenkt durch Jacob Burckhardt, Ariost bewundern gelernt, er liebte Eichendorff, und etwas vom Sinn für Zauberspiele und -spielereien lebte, wie bei Raimund, in ihm, etwas Wienerisches, das zusammenhing mit der von alters erzogenen Theaterfreude, die nicht von Welträtseln lebte, und mit lieber Musik in der Luft. Die Berührbarkeit und Empfänglichkeit für so vieles hängt mit romantischen Anlagen in ihm zusammen, wie auch jenes den Kreislauf seiner philosophierenden Gedanken in Gang haltende religiöse Verlangen. An Spitteler schrieb er, als dessen *Prometheus und Epimetheus* erschienen war: «Was einst Schleiermacher gemeint hat, wenn er sagte, das ewige Leben müßte schon auf Erden anfangen, das ist durch Dein Gedicht geleistet. Es ist möglich, daß eine neue Religion darin liegt.» —

Fast unglaubhaft, daß der Aufklärer, Romantiker, Antitheolog, Künstler bereit war, aus den Händen seines Freundes eine neue Religion zu empfangen, deren erste Verkündung eine das Bibeldeutsch parodierende Dichtung sein sollte. Vielschichtig, daher reich an Spannungen, war der Mann, der Ricarda Huch gegenüber sich einmal als einen Vaterlandslosen bezeichnete, also auch in dieser Hinsicht etwas Unerlöstes, Unbeheimatetes in sich kannte, das ihn auf einen unerhörten Advent hoffen oder doch warten ließ. Allein war er nicht damit; an der Gründung von Bayreuth und den kultisch wiederkehrenden Wagner-Festspielen war eine Kunstfrömmigkeit mitbeteiligt, die sich nicht nur auf den umgrenzten Kreis der Künste hielt, sondern religiöse Wiederherstellungen auf dem Kunstgebiet in einer drauflos säkularisierenden Zeit unternehmen wollte. Nicht allein: das Vordringen und Abbauen der Naturwissenschaften war begleitet von Enttäuschungen auf seiten der Künstler; Paul Valéry, den Taten der Vernunft verschrieben wenn einer, kennzeichnete die Atmosphäre in Paris, ihre vieldeutige Geladenheit mit den aus seinem Mund unglaublich klingenden Worten: «Sehr wenig hat gefehlt, daß eine Art Religion gestiftet worden wäre...» Und auch dort stellte sich diese fordernde und bereite Stimmung ein nach Kunstgenüssen im Konzertsaal, im Theater, wobei Wagners Faszinationen die jungen Menschen angriff und mit Schaudern beschenkte, wie nichts mehr sonst. Heidnische Mysterien schienen wiederum möglich geworden; Stefan Georges Kultus für die Kunst, für einen jungen Menschen, in dem er «den Gott» sah, waren Anzeichen christlicher Erschöpfung, in der einst gebundene Kräfte sich entzogen und frei durch die Künste schweiften. Widmanns Beziehung zu Spitteler kann man in Analogie setzen zu der von Georges erstem Jünger.

Indessen wäre es eine ungerechte Vereinfachung, wollte man in Widmann mit ausschließender Betonung den Mitleidverkünder seiner Tierstücke sehen und den Naherwartenden einer durch Spittelers Verkündung angebahnten Umwälzung auf religiösem Gebiet. Zu der glücklichen Vielfalt seiner Natur gehört auch ein Element, das einmal zwischen Gottfried Keller und ihm brieflich zur Sprache kam. Er hatte Keller seine antikisierende *Oenone* gesandt; dieser würdigte manches daran anerkennend, machte ihn jedoch aufmerksam darauf, daß «unsere Großen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligstem Ernst zu Werke gingen und in ihren Hauptsachen jede Spaßhaftigkeit sogar aus den Gedanken verbannten». Die beiden Großen waren daran, eine neue Literatur zu gründen, im Gefühl aller dadurch auferlegten Beschwernisse; das war kein Spaß und ließ noch keinen zu. Anders bei den Erben. Immerhin wurde Widmanns Kunstethos an dem der Klassiker gemessen und so korrigiert, was er von dem der Spaßhaftigkeit ja nicht durchaus fremden, auch nicht abholden Meister entgegennimmt. Er schrieb an ihn: «In Ihrer Kritik haben Sie den Nerv getroffen, wenn Sie mich auf den heiligen Ernst hinweisen, der beim Schaffen solcher Dinge jede Spaßhaftigkeit auch aus den bloßen Gedanken ver-

bannen sollte. Hier stehe ich dem Hauptmangel meiner Natur gegenüber und fühle wohl, daß alle meine Versuche im Vergleich zum Absoluten Lumpereien bleiben werden, wenn ich da nicht noch abhelfe.» — Er hat an sich gearbeitet und hat die Gattungen seiner dichterischen Arbeiten rein gehalten, auch wo er sich nicht gleich mit dem einem Theologen allzu leicht in die Feder fließenden Absoluten einließ. Demgegenüber war die Spaßhaftigkeit in Feuilletons und Reiseschilderungen am Platz, namentlich auch in den Briefen. Die waren — auch hier gibt es Ausnahmen, Zeugnisse des Bekennens — zum großen Teil Gesellschaftsspiel, mitunter nicht gerade von heiligem, aber doch hohem, menschlichem Ernst eingegeben, zwischendurch von liebenswürdig herausforderndem Unernst. Das was er Keller gegenüber «den Hauptmangel seiner Natur» genannt hatte, wurde auf diesem allerlei Läßlichkeit gestattenden Kunstgebiet zu einem auszeichnenden Besitz. Uns kommt er zugut.

In den Briefen an Ricarda Huch, wo er der Jüngeren ungebundener entgegentritt als der ihn doch zutiefst in Respekt haltenden älteren Henriette Feuerbach, wirft er eine Fülle hin, nicht allein an Spaßhaftigkeit, sondern überdies an Humor, Ironie, Scherz, Schalk, sprunghaft und hellgelaunt. Wenig ist das wahrlich nicht; man dürfte schon dankbar sein dafür, denn lebendig geblieben ist diese lächelnde Briefprosa durch die Teilnahme Widmanns an Wohl und Wehe der jungen Dichterin, durch sein Feingefühl, sein Mitgehen in allem, auch in den selbstgewissen Hochgefühlen, auch den Illusionen. Niemand konnte sich erinnern, den Pepi, wie er unter den Seinen hieß, als Kind jemals übellaunig gesehen zu haben; im Grund ist ihm diese glückliche Anlage, eine Gottesgabe, geblieben. Mit fünfundfünfzig Jahren hat er an Henriette Feuerbach über sich selbst geschrieben: «Ich bin nun einmal Sanguiniker und natürlicher Optimist gegen meine theoretische Überzeugung, die mich eher zum Pessimisten machen müßte.» Dieses *müßte* ist unbezahlbar. Die Theorie, zu der er gelangt war und die er stets ins Feld führte, hätte sein Lebensgefühl herabstimmen müssen: sie vermochte es nicht, sie versagte an ihm. Er war lebendiger als sie, wußte es aber nicht und hielt sie für die Quintessenz seines Lebens — und allen Lebens. Man ist versucht, anzunehmen, daß seine Verwerfung der Welt, der «Weltschweinerei», ein Ausgleich sein sollte für sein Wohlgefühl in dieser selben Welt, das er wohl genoß, aber auch sich vorwarf. Über ihn, den weltanschaulichen Pessimisten, hat Spitteler geschrieben: «Nie habe ich einen Menschen gekannt, der so wie er gleich bei seinem Erscheinen rundumher Freude erweckte und den Lebensmut erfrischte... Schon im Vorraum erhob er mit seiner herzlichen Stimme einen schallenden Freundschaftslärm... Widmann ist da! erscholl der Jubelruf, und alles sprang fröhlich von den Sitzen.» So wirkte der Pessimist auf die Menschen, die er mit Güte und Geist für sich einnahm, selbst Widersetzliche.

Wohlgelauntheit, wie sie hier erinnert wird, regiert den Briefwechsel mit Ricarda Huch, beidseitig. Die Dichterin in ihren Anfängen, tagsüber berufs-

tätig, wird von ihm wahrgenommen, nach vorliegender Leistung, die künftige verspricht, gewertet und an eine hohe Stelle in der Öffentlichkeit gehoben. Kaum sind die beiden in Beziehung getreten, so teilt er ihr mit: «Ich bin ein schrecklich mit fortwährender pressanter Arbeit überhäufter Mann.» Das wußte sie, denn schon hatte sie ihn in seinem Redaktionsbüro in Bern besucht. Briefe gehen hin und her, wobei sie, mit Schwankungen im selben Jahr, die Anrede setzt: Sehr geehrter Herr Doktor, Sehr verehrter Herr Doktor, dann Lieber Herr Doktor, plötzlich wieder Sehr geehrter Herr — um dann, bei gewonnener und kaum jemals gefährdeter Nähe, bei Lieber Herr Doktor zu bleiben. Auch Sie weiß etwas zu melden von der Hatz ihres Daseins; man unterschätze das Tempo der neunziger Jahre nicht! «Ich bin erbärmlich gehetzt», schreibt sie, noch nicht dreißig; denn an der Stadtbibliothek Zürich, wo sie angestellt war, ging es offenbar hoch her. Sie hatte einen Kummer zu tragen, der wie abgekapselt war, denn ihre Briefe, unberührt davon, sind voll Frische und energischer Lebendigkeit, ja sie spricht selbst von ihrer «unendlichen Lebensgier», die bei Mangel an Arbeit sie erfülle. In der Bindung an spätromantische Vorstellungen und Gehalte, an ein ersehntes, halb bildhaft, halb in Musik vorschwebendes Orplid — eine Insel der auch nur halb möglichen Lebensrückzüge, ein bürgerliches Tahiti vor Gauguin — waren sie sich ebenfalls verwandt. Ricarda Huch hat später Gestalten, Lebensläufe, Werke und Probleme der Romantik mit ihrem fest gerichteten großen Verstand sich klargemacht, aus der Mitverflochtenheit heraustretend. Als junge Schriftstellerin, die dem älteren Freund die unglückliche Liebe gestanden hatte, mußte sie sich den wiederum recht theoretischen Rat Widmanns gefallen lassen: «Mir scheint, Sie sollten es über sich gewinnen, in diesen Dingen nicht romantisch, sondern antik zu fühlen.» Der antike Eros sei genau das, was «die helle, freundliche Vernunft rät. Beschwören Sie doch einmal Lessings Geist und tragen Sie seinen klaren Augen Ihren Fall vor...»

Er hat die Seelsorge nicht ganz aufgegeben, hat sie teilnehmend, gebildet und in diesem Falle naiv fortgeführt, profan, mithin ohne jeden Anklang an religiöse Tabubereiche, denn die Leidende hatte ihn früher bereits vorsorglich wissen lassen, daß sie ein geborener Heide sei, ohne Verständnis für christliche Frömmigkeit; ohnehin hätte er bei seiner im Zeitstil der damaligen Fortschrittsbewußten sich äußernden Einstellung zu den «Pfaffen» — ein Kampf auf bereits erobertem Gebiet — sie nicht an deren Tröstungen verwiesen. Ein freier Geist zum andern: da durfte an den bekannten großen Helfer in Liebesnot erinnert werden, an Lessing, der erst noch dem Hauptpastor Goeze in öffentlichem Streit heimgeleuchtet hatte! Zwischendurch gebraucht sie, die gelehrte Dame, ihm gegenüber sehr jugendliche Formeln, so etwa als er einen Theatererfolg in Meiningen erlebt hatte: «Sie sind doch gewiß ganz furchtbar glücklich.» Ritterlich geht er auf alles ein, was auf ihrem Schreibtisch entsteht, nimmt Winke entgegen, er solle ihr einen Verlag finden, er tritt für ihre Werke

ein: die Gedichte, den Roman *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem jüngeren*, sogar für ein Theaterstück, Erzählungen, historische Arbeiten. Sie war in der ersten Entfaltung ihrer Gaben; Widmann vermochte sich an beinahe allem, was von ihr kam, mit seinem sanguinischen Temperament fast überschwänglich zu freuen; es drängte ihn jeweils, rühmend die Harfe zu schlagen. Wie viele Aufsätze hat er wohl über sie geschrieben! Sein Einsatz bedeutete Erfolg. Es ist mir unbekannt, ob auch sie einmal eines seiner zahlreichen Werke gewürdigt hat. Wohl nicht. Dabei hielt sie nicht wenig von ihm; noch im *Frühling in der Schweiz*, den Erinnerungen an ihren Lebensfrühling, hielt sie an ihrem Standpunkt fest, wonach Widmann «und nicht Spitteler den eingeborenen Dichtergeist hatte, mag er sich immerhin auf beschränktem Gebiet geäußert haben. Ihm strömte die lyrische Ader, die Leier war sein eigen...». Welche Auszeichnung! Das bißchen Jugendstil in der Formulierung mindert das Gewicht durchaus nicht. An Spitteler vermißte sie das lyrisch-melodische Element, das, wie sie forderte, den exemplarischen Dichter mit ausmachen müsse. Sie war streng; Spitteler war in einer Besprechung ihrer Gedichte ebenfalls streng gewesen, es waren zwei Naturen, die gegenseitig voller Abneigung auseinanderstrebten, und Widmanns Bekehrungsversuche — sie solle wenigstens «das Geniale in Spittelers Dichtung» erkennen — waren auch in diesem Falle wieder vergeblich. Angeregt haben die Briefpartner eine Schar von Themen behandelt, die allein schon den Zeitabstand von Henriette Feuerbach bezeichnen: Ricarda Huchs Erhebung des schönen, starken Lebens mit Renaissance-Idealen wird ergänzt durch Geringschätzung eines stumpf sich in Erscheinung bringenden Bourgeoisgehabens: «Ich finde es ganz begreiflich, daß ein Arbeiter Sozialist wird, ohne daß ich deshalb Sozialist wäre» (1892).

Auch wo sie sich nicht mitreißen läßt, will sie das Reißen der Zeitströmungen spüren und riskiert in ihren Äußerungen mehr als der im Klima schweizerisch-staatsbürgerlicher Erwägungen herangewachsene, zu deren Formen erzogene Widmann. Modern empfindet sie auch, mitgehend und mitwirkend, was die sich verändernde Stellung der Frau in der Gesellschaft betrifft: «Ich glaube, es gibt jetzt viel mehr erfreuliche Frauen als Männer; Frauen kenne ich ganz viele prachtvolle, Männer furchtbar wenig.» Ihm lag da wenig an Opposition oder etwas feiner differenzierender Betrachtung; er gab es lässig zu. Die Geschlechterdiskussion war damals in vollem Gange: Nietzsche, Strindberg, Weininger sprachen von den Geschlechtern wie von zwei frontal gegeneinander zum Machtaustrag angetretenen Völkern; eine sonderbar sich betonende Frauensolidarität, das mit Strenge gehaltene Dienstpersonal nicht einschließend, kam regsam verkündet auf, ein Bewußtsein von unerweckter, doch bereiter Frauenkraft wie noch nie. Gleichheit der Stände, der Staatsbürger, der Klassen, der Geschlechter: mit allen geistigen Hilfen behalf sich eine Bewegung, die aus elementaren Gründen kam. In das gleiche Gebiet gehört das Briefgespräch der beiden über Max Halbes Stück *Jugend*, wo sie die viktoriani-

sche Vorstellung von der Frau als eines präraffaelitisch bleichen Hochgeschöpfes jenseits der den Mann so tief erniedrigenden Sinnlichkeit mit frankem Bekenntnis bekämpft. In der Romantik schon, daraufhin vom Jungen Deutschland war im Schrifttum für die Frau die «Emanzipation des Fleisches» gefordert worden, das heißt die Selbstbestimmung in bezug auf ihren Körper ohne Ehe, wahrscheinlich nicht einzig in *ihrem* Interesse. Auch darin ging Ricarda Huch theoretisch mit den Spitzenkämpfern der Moderne; den Hauptgrund, den sie anführt, entnahm sie der Natur: «Ich betone bei jeder Gelegenheit, daß Frauen ebenso sinnlich veranlagt sind als Männer, denn man begeht große Ungerechtigkeiten gegen die Frauen unter dem Vorwande der entgegengesetzten Meinung.» Im nächsten Augenblick selber ungerecht oder kenntnislos, findet sie es «unwahr, daß sich solche sinnliche Leidenschaft schon bei solchen Kindern zeigen sollte». Gerade daß Halbwüchsige ins Unglück taumeln, daß das Mädchen ein Kind erwartet, ist Halbes dramatisches Problem, aber sein Stück, das Widmann in einer Berliner Aufführung berührt hatte, wird von seiner Partnerin als «schlechtweg gräßlich» abgetan. Streng wie ein erzürnter Engel fährt sie weiter: «Starke Sinnlichkeit ist wunderschön, wenn ebenso starke Charaktereigenschaften nebenher gehen.» Das ist Moral im Hinblick auf die Kunst, von der Dichterin sogleich geprüft auf ihre Ergiebigkeit bei erdachten, künstlerisch ins Spiel gesetzten Gestalten.

Mit Halbe nennt sie Zola, der ihr ebenso auf die Nerven geht, aus ähnlichen Gründen. Freilich, die Arbeitermassen, die Zola aus der Dumpfheit unter Opfern heraufkommen sah, hatten, wie ihr Epiker, andere Begriffe vom schönen, starken Leben als sie aus der reflektierten Renaissance der Burckhardt, C. F. Meyer, Widmann, Huch hervorgegangen waren. Das, was Widmann das Spätromantische in sich nennt, das Ariostische, das dieser Enkel Wielands als Jugendprägung von den vorsichtig genießerischen Weisen Basels erhalten hatte, machte ihn widerspenstig gegen den heraufkommenden Naturalismus in der Kunst. Dem historischen Roman, wie er in jener stilmischenden Epoche blühte, wo man Bierbrauereien als Ritterschlösser baute, ihm war er nicht gewogen, aber die Stücke seiner früheren Jahre mußten doch Helden haben wie Iphigenie, Orgetorix, Arnold von Brescia. Freund Spitteler griff in die Bereiche der Mythologie, die Freunde Arnold Ott, Ernst von Wildenbruch, der herumziehende Vortragskünstler und Nibelungenbarde Wilhelm Jordan in die Schätze vaterländischer Sagen und Geschichte. Leicht war es nicht, denn Gottfried Keller, den beide Briefpartner hochverehrten, hatte ihm seine Vorbehalte gegen Spittelers damals vorliegende Kunstübung geschrieben, wobei noch seine Erzählungen, etwa *Martin Salander*, dem zeitkritischen Realismus, ja auch seiner Weiterentwicklung durch Gerhart Hauptmann, an entfaltetem Charakter vieles hinzufügten. Widmann war viel zu empfänglich, zu kunstgeübt, um nicht auch auf diesem Felde zu bewundern, dabei auch das sozialkritische Moment, etwas entschärft für sein Milieu je nach dem, nicht ausschließend, ohne es im

Sinne des Sozialismus zu theologisieren; er blieb Bürger, in der Art, wie er sich von der Theologie trennte, ganz 18. Jahrhundert: Zeitgenosse der Lessing, Wieland, Goethe, wie der seiner Lebensjahre im 19. Jahrhundert. Dem Zeitgeist zu dienen, wie ihm die *Neue Zürcher Zeitung* anrate, dazu sei er doch noch zu gut, schrieb er 1874 an Gottfried Keller; damals schwebte ihm vor: «Ich denke mich im Märchenwalde bleibend anzusiedeln, sobald ich einen Romanzenkranz, den ich jetzt angefangen, vollendet habe.» Das Abseits und Fürsich, sich selber trügerisch genug, wenn's nur im Innern singt und klingt, das schwebte ihm vor, unerschöpflich am Werk die aus traurigem Grunde Schönes spendende Phantasie: an solches Dichtertum, an das kleinbürgerliche Tahiti, glaubte noch der Schuldirektor in Augenblicken, als wäre er eine Erfindung Eichendorffs, ungebunden in den Tag wandelnd, frohgemut fiedelnd.

Ein Wunschbild. Es ordnet sich ein unter andere Bilder vom einsam wirkenden, drüberstehenden Dichter, nach dem unter Literaten recht populär gewordenen horazischen *odi profanum vulgus*, und so bringt Ricarda Huch den Satz zuwege: «...schließlich schreibt man doch nicht für die Leute, sondern für sich.» Beide hielten sich freilich nicht mehr an derlei Vorstellungen, in denen die letzten Reste ihrer Jugend verbrannten, als sie aus vorgestellter Einsamkeit und Märchenwald in die Lebenszeit der Verantwortungen traten. Es ging nicht mehr an, unter den Augen des Mannes, der den *Grünen Heinrich* umgearbeitet und ins gesellschaftlich Verpflichtende gewandt hatte, eine Fluchtlaube poetisch auszuschmücken; der Meister selbst in Zürich hatte ihn mit freundlicher Bemerkung davon abzubringen versucht. Auch die ohnmächtige Anklage gegen Unbekannt über verfehlte Weltschöpfung mit ihrem Leiden hätte nicht mehr bedeutet als Rückzug auf eine schiere Grundsätzlichkeit, von der aus dem Menschen in keiner Weise geholfen werden kann, wenn nicht — ja wenn dieser verehrungswerte Widmann, als zusammenfassende Person soviel mehr als die Probleme, mit denen er sich schwer tat, in Sympathie, Teilnahme, Hilfsbereitschaft nicht für andere in erster, für sich erst in zweiter Linie dagewesen wäre, an diesem einen Punkt der Welt ausharrend und für den Nächsten wirkend, was ihm menschenmöglich war. Josef Nadler, der für das Österreichische in ihm untrüglichen Sinn hatte, ein Kenner der Schweiz, schrieb: «Seine Kunst erfüllt eine Bürgerpflicht wie die Gottfried Kellers... Österreichische Geistigkeit ist von eidgenössischem Gemeingeist gezügelt.» Das ist wahr, und es bezieht sich nicht allein auf die Dichtungen, sondern auf den Alltag und seine Kunst der kritischen Unterscheidungen in einer Prosa, die urban war wie keine in der Schweiz, außer der Kellers und Burckhardts.

Auf eine bewegende Weise hat er sich ins Zeug gelegt, mehr als die meisten, auch als schweizerischer Staatsbürger wollte er es recht machen. Bis zum letzten gab er sich Mühe, befürchtend, daß von außen andringende Gefahren ihn schließlich im Innern gefährden könnten: «Das ists halt, ich verkomme, kein Umgang, keine Lebensart, keine Veredelung!» Schon über sechzig, brach er

so aus. Etwas ungewohnt Feines hat er zu uns gebracht; die Leiden, die bei uns darauf stehen, hat er sich nicht anmerken lassen. Nach Gotthelf, dem bäuerlichen Riesensohn, war er in Bern das bewegliche helle Griechlein, gebildet im Sinne der großen deutschen Überlieferung, deren Sprache ausstreuend und nicht mehr, wie Gotthelf und der Patrizier Haller, das Land als Muster des wahren Lebens den Städtern literarisch vor Augen stellend. In welchem Maß ihm eine großstädtische Veranlagung eigen war, erwies sich auch darin, daß er laufend für die *Neue Freie Presse* in Wien, ebenso für Berliner und Münchner Zeitschriften schrieb; er mußte ausgreifen über die Grenzen, um sich in seiner verfeinerten Vielfalt leben zu fühlen, um auf seiner Höhe zu sein, über der Linie der schlaffen Ansprüche. Seine Entbehrungen dürfen nicht verschwiegen werden, sowenig er selber davon sprach: sie gehören zur Schmerzensseite seiner so leicht auf den schönen Schein hin phantasierenden Fülle, deren Ästhetik einen Dichter wie Kleist ausschloß, die ihm jedoch in Meiningen ein wie von ihm selbst gedichtetes Märchenland erschloß, wo das Märchen geschah, daß seinen Stücken greifbares Bühnendasein verliehen wurde: *Oenone*, gerichtet gegen das klassizistisch gemilderte, sakrosankte Schönheitsbild der Antike, deren Herzenshärte gezeigt wird; *Jenseits von Gut und Böse*, 1893, gerichtet gegen Nietzsches Entwürfe einer Herrenmoral; *Die Muse des Aretin*, ein Stück mit dem Thema scheiternder Vermessenheit: Aretin, der publizistische Schmeichler und Raufbold, über seine Grenzen hinausstrebend, wird durch den Tod der Geliebten in sie zurückgeführt. In allen Künsten erschien damals belebend oder erschreckend Nietzsches Geist.

Antike und wiedergeborene Antike, ihm waren sie und allen seinen Einfällen botmäßig, aus der Gegenwart scheinbar weglockend in eine nach ihr arrangierte, vergangene Welt, die gemessen an den wahren dramatischen Inhalten dieser in der Gestaltung gemiedenen und gleichzeitig angegangenen Gegenwart eben doch weltfremd wirkte. Dies namentlich verglichen mit dem gewaltsamen Menschenschlag, von Ibsen auf die Bühne gesandt, der die nun fälligen dramatischen Austräge jener Zeitgenossenschaft nach der Kunstberechnung eines dichtenden Konstrukteurs vollzog — schmerzhafter als Widmann es den Hörern zugemutet, ja als er selber es ertragen hätte. Aus Notwendigkeiten seines Standorts, seines Gemeinsinns und edlen Willens, seines Sinnes für Nuancen läßt sich vieles an Widmann herleiten, Momente einer Begabung, die uns, auch sie, beweist, daß die Kunst nicht einzig in den Piniertaten lebt, sondern daß der Weltgeist auch in der Etappe alle Hände voll zu tun hat. Eben als die geschichtliche Lage des Menschen wenigstens im Sozialen zu exakter und dichterischer Darstellung kam, blühte das Allegorienwesen, als müßte kompensiert werden, nochmals üppig auf: durch Tiere ließ Widmann seine milde Botschaft an die unschuldigerweise unglücklichen, schuldigerweise verhärteten Menschen übermitteln. Er dichtete in humanen Überzeugungen, als der Selbstkult der Kunst begann.

Es ist unmöglich, nicht auf ihn selber zu kommen bei Durchforschung seiner Schriften, so selbstverständlich einnehmend ist er als Mensch. Spitteler, so berichtet er, habe zu sagen gepflegt, «daß er an seiner Frau es nicht ertragen könnte, wenn sie Dante oder Beethoven rühmen würde». Er selber, Widmann, dachte bescheiden von seinem Talent; sein Briefeschreiben hätte er gar nicht dazugerechnet. Und doch, wie steht er zwischen den beiden Frauen, nach zwei Zeitaltern gewandt, aber viel aufmerksamer zu zwei Menschen. Henriette Feuerbach war schließlich am Erblinden; in wohlgewahrter Haltung nahm sie bis zuletzt teil an seinen Arbeiten, bis ins Detail, beklagte nur, daß sie «sehr unfähig für freudiges geistiges Aufnehmen» geworden sei. Ein Lorbeerreis aus ihrer Hand hatte er über seinem Schreibtisch hängen: sie glaubte an ihn. Ebenso die andere, jüngere, schneller als er unterwegs, mit mancherlei Gloria und Erfolg in ihrem Wirken, schweren Durchgängen im persönlichen Schicksal, in verhangener Zukunft zwei Weltkriege ihres Landes. Der einen ist er ergeben, der andern zugeneigt. Jede der beiden Frauen erfüllt sehr weiblich, zudem sehr persönlich eine Möglichkeit der Freundschaft mit einem durch Talent ausgezeichneten Partner, dessen Menschlichkeit ihnen soviel bedeutet, daß deren männliche Erscheinungsform keine Rolle von Belang spielt — und doch ist er in beiden Fällen auf zurückhaltende Weise beim brieflichen Austausch der Bewegende, Helfende, Führende. Geborene Briefschreiber sind alle drei. Mitteilung, Bekenntnis, Bericht haben ihre Stelle, dann aber ebenso: das Geplauder, die freundliche, federleichte Gabe aus dem Gefühl vertrauter Nähe im Wichtigen.

Wer im Menschlichen zu lesen vermag, wird sich von dem Briefbande dreifach angezogen fühlen.